

Das pastorale Gespräch

Erwartungen und Befürchtungen

Wenn von Pastoralpsychologie, humanwissenschaftlichen Methoden in der Seelsorge, von Gesprächsführung und Gruppendynamik die Rede ist, kann man auf ebenso heftige Ablehnung wie begeisterte Zustimmung stoßen. So erwarten sich die einen davon die Lösung ihrer alltäglichen Probleme im Umgang mit den Mitmenschen, und die anderen befürchten, daß Seelsorge auf Psychotherapie, Theologie auf Verhaltenswissenschaft reduziert wird. „Handelt es sich bei dem Trend zur Pastoralpsychologie um eine Invasion glaubens- und kirchenfremder oder sogar kirchenfeindlicher Ideologien und Praktiken oder geht es um eine ernsthafte und begrüßenswerte Hilfe, die Ausbildung und Fortbildung der Seelsorger und die seelsorgliche Praxis wirksamer und glaubwürdiger zu gestalten?“¹

Angesichts der immer größeren Anforderungen, die sich an den in der Pastoral Tätigen heute stellen, wird auch dessen Wunsch nach adäquaten Hilfen für seinen Umgang mit Gemeindemitgliedern, Mitarbeitern, Ratsuchenden, Andersdenkenden und Streitbaren, aber auch für seine privaten, persönlichen Beziehungen verständlich. Nicht selten verbindet sich aber mit diesem Wunsch die Erwartung, in kurzer Zeit in einem Kurs einige Methoden oder Techniken zu erlernen, ein paar Rezepte zu bekommen, um die genannten Beziehungen befriedigender gestalten zu können. Oder er greift zu einem Buch, in dem er eine Liste von „Gesprächs- oder Verhaltensregeln“ findet, die (einfach und bestechend einsichtig formuliert) seine Hoffnung nähren, die zwischenmenschlichen Probleme in den Griff bekommen zu können. Nicht selten folgt solchen Erwartungen dann die große Enttäuschung darüber, daß sich die schönen Sätze nicht so einfach verwirklichen lassen oder die konkrete Situation ganz anders ist, als das bei den Übungen im Buch oder im Kurs der Fall war. Dann werden die Verhaltensregeln rasch vergessen, und man ist gezwungen, sich wieder auf seinen „Hausverstand“ zu verlassen und „weiterzuwursteln“.

Verständlich auch die Haltung jener Seelsorger, die angesichts der verwirrenden Fülle an psychologischen, psychotherapeutischen, psychiatrischen, gruppendynamischen, Selbsterfahrungs-, Gesprächsführungs- und sonstigen Seminaren und Büchern, die ihnen angeboten und angepriesen werden, gar nicht erst die Mühe auf sich nehmen, zu sich-ten, was für sie brauchbar sein könnte, oder sich nach ersten enttäuschenden Erfahrungen oder Berichten wieder davon abwenden. Für sie wirken auch die begeisterten Erzählungen jener, die voll Enthusiasmus „nun endlich das Richtige“ gefunden zu haben meinen, eher abstoßend als einladend, weil die Faszination allzu messianisch und alleinseligmachend klingt.

Gespräch als tägliche pastorale Arbeit

Andererseits ist nicht zu leugnen, daß viele Situationen in der täglichen pastoralen Arbeit eine verantwortungsbewußte Haltung im Gespräch erfordern: Vom zufälligen Gespräch auf der Straße bis zum Beichtgespräch, von der seelsorgerlichen Beratung in Glaubens- und Lebensfragen bis zum Gespräch zur Vorbereitung auf ein Sakrament, vom Religionsunterricht bis zum Krankenbesuch, vom Predigtgespräch bis zur Telefonseelsorge, ob mit einzelnen oder in der Gruppe, ob spontan oder mit Absicht herbeigeführt – die Bedeutung des Gespräches für die pastorale Praxis ist nicht zu übersehen. Aber gerade weil es so selbstverständlich ist, daß man dauernd redet, wird oft übersehen, wie wichtig es ist, wie man miteinander redet.

¹ Deutsche Gesellschaft für Pastoralpsychologie, Zur Situation der Pastoralpsychologie in der Bundesrepublik Deutschland, Tübingen 1978, 3.

Verantwortungsbewußtes Handeln in diesen Situationen setzt voraus, daß man sich ernsthaft damit auseinandersetzt, wie ein Gespräch abläuft, was in einem solchen Gespräch eigentlich alles passiert und welche Möglichkeiten es gibt, die vielfältigen Gesprächsbeziehungen zu verbessern. Im folgenden soll ein kurzer Überblick über die Möglichkeiten und Schwierigkeiten pastoraler Gesprächsführung geboten werden. Da es in diesem beschränkten Umfang keine vollständige Darstellung sein kann, beschränke ich mich auf eine praxisbezogene Erläuterung des personenzentrierten Ansatzes anhand von Beispielen und einen Überblick über den Lernprozeß bei der Ausbildung.

Gespräch als personale Begegnung

Ein Gespräch ist viel mehr als ein Austausch von Worten oder Sätzen zwischen zwei Menschen. Auch ist es nicht allein durch den Inhalt dessen bestimmt, worüber die beiden reden, sondern wesentlich durch die gesamte Person der Gesprächspartner. „Hinter“ dem, was einer sagt, steht ja die ganze Erfahrungswelt des Sprechenden, seine Einstellung, seine Weltanschauung. Untrennbar mit dem Gesagten sind (bewußt oder unbewußt) die Erlebnisse und Gefühle des Betreffenden verbunden. So verstanden ist jedes Gespräch eine *personale Begegnung* zwischen den Gesprächspartnern.

Ein kleines Beispiel soll das verdeutlichen: Der einfache Satz „Was machst du heute nachmittags?“ kann, je nach Situation und Fragesteller verschieden, ganz Unterschiedliches aussagen. Er kann heißen: „Ich möchte gerne etwas gemeinsam mit dir unternehmen!“ (wenn er z. B. an einen Freund gerichtet ist). Oder er kann heißen: „Ich bin daran interessiert, mehr über dich zu erfahren“ (wenn man den Betreffenden näher kennenlernen will). Oder er kann eine bloße Floskel zur Gesprächsfortführung sein, ohne daß ein besonderes Interesse damit verbunden ist, und hat dann den Stellenwert von „Was sagst du zu diesem Wetter?“ Oder er kann ein unangenehmes Gespräch unterbrechen und auf ein anderes Thema bringen wollen („Reden wir nicht länger von dem, was war – reden wir lieber von der Zukunft: Was machst du denn heute nachmittags?“). Oder . . .

Untrennbar mit dem verbunden, was einer sagt („*Wortebene*“), ist also auch immer das, was er damit meint („*Bedeutungs- / Gefühlsebene*“). Wem es gelingt, zu verstehen, was jemand eigentlich zum Ausdruck bringt, wenn er etwas sagt, und nicht bloß die gesprochenen Worte mitzubekommen, der hat sicher den ersten wichtigen Schritt zu einer wirklichen Begegnung im Gespräch getan.

Aktives Zuhören

Richtiges („aktives“) Zuhören ist eine große Kunst – sie schließt Offenheit dem anderen und sich selbst gegenüber ein. Denn was hier so einfach klingt, ist oft gar nicht so leicht zu verwirklichen: Sind doch nicht nur beim Gesprächspartner und seinen Worten Ebenen mit im Spiel, die nicht ausgesprochen werden, aber doch erst das Wesentliche des Gemeinten erschließen, sondern auch bei mir selbst, wenn ich zuhöre: Auch das Hören geschieht ja nicht unabhängig von meiner Person und meinen konkreten Erfahrungen, Gefühlen und Wünschen. Und so wird es ganz von diesen Bedingungen abhängen, wie ich höre, was ein anderer sagt (ob mir seine Frage, was ich nachmittags tue, angenehm ist oder nicht, ob ich sie erwartet habe, ob er mir sympathisch ist, welche Pläne ich selbst für den Nachmittag habe usw.). Und ganz je nachdem wird meine Antwort ausfallen, mit deren Worten wieder untrennbar meine eigene „*Bedeutungsebene*“ verbunden ist.

So kann die Antwort in unserem Beispiel lauten: „Ich gehe spazieren.“ (Was soviel bedeuten kann wie: „Willst du vielleicht mitgehen?“ oder aber: „Wenn du gemeinsam mit mir etwas unternehmen willst, mußt du es schon deutlicher sagen.“) Oder die Antwort kann sein: „Ich weiß noch nicht.“ (Was bedeuten kann: „Frag nicht weiter!“ oder: „Ich bin noch unschlüssig.“) Oder auch: „Hab' ich mir noch nicht überlegt!“ (im Tonfall von: „Das geht dich nichts an!“ oder: „Hast du vielleicht eine Idee?“) Oder, oder, oder . . .

Aus diesem einfachen Beispiel läßt sich ersehen, wie wichtig es ist, in einem Gespräch *bei beiden* auf das zu achten, was „hinter den Worten“ zum Ausdruck kommt, auf die Gefühle einzugehen, die bei meinem Gesprächspartner und mir mitschwingen. Jeder Gesprächsbeitrag verändert diese Gefühle, ruft neue hervor, bringt neue Assoziationen und Erfahrungen in den dynamischen Vorgang eines Gesprächsprozesses mit ein. Je genauer man beobachtet, umso deutlicher kann man fühlen, welch ein lebendiger, ununterbrochen wechselnder Vorgang ein Gespräch ist. Dies zu spüren, ist nicht primär eine Aufgabe des Wissens und des Verstandes (und daher nicht allein rational erlernbar), sondern ist eine Frage des Offenseins für Gefühle in mir und meinen Mitmenschen, eine Frage der Sensibilität. Ein solches Gespür für sich selbst und andere läßt sich nur durch Lernen aus der Erfahrung erwerben und ist auch – je nach der Persönlichkeit und ihrer Erfahrungsgeschichte – für jeden eine verschiedene Aufgabe. Das Erlernen von Gesprächsführung kann daher nicht eine Anhäufung von Techniken oder Regeln sein, sondern muß ein *ganzheitlicher, Gefühle und Verstand einer Person einschließender Lernprozeß* sein.

Helfen – was heißt das?

Was hier an einer simplen Frage („Was machst du heute nachmittags?“) gezeigt wurde, gilt umso mehr in den vielen Situationen, in denen sich Menschen um Rat und Hilfe an den Seelsorger wenden. Ich möchte die Situation eines „*helfenden*“ oder „*Beratungsgesprächs*“ unter den vielfältigen Möglichkeiten pastoraler Gespräche herausgreifen, weil man an ihr vielleicht am deutlichsten zeigen kann, worauf es bei verantworteter Gesprächsführung ankommt.

An einem Beispiel soll demonstriert werden, wie verschiedenartig die Reaktionen auf einen Hilferuf sein können und was dabei in den betroffenen Personen vor sich geht: Eine Frau wendet sich an einen Priester und sagt nach den einleitenden Worten mit einem deutlichen Vorwurf, aber auch Kränkung in der Stimme: „Wissen Sie, seit . . . seit einiger Zeit . . ., seit das mit mir so war, da kümmert sich mein Mann so wenig um mich. Ich kann es schon verstehen, daß er da mit mir nicht genug hat“².

Wie man sich vorstellen kann, taucht nun eine ganze Menge Fragen in dem Priester auf: „Was meint sie mit ‚seit das so war‘? Und was bedeutet, daß er da mit mir nicht genug hat? Hat sich der Mann eine Freundin genommen? Was war da vor einiger Zeit? Vielleicht hat da die Frau ihrerseits . . .? usw.“ Wahrscheinlich wird er nun eine Frage stellen, um sich einen besseren Überblick verschaffen zu können, etwa: „Sie sagen ‚seit einiger Zeit‘. Ist da etwas Bestimmtes gewesen?“ oder: „Wie äußert sich das, daß sich Ihr Mann weniger um Sie kümmert?“ Solche und ähnliche Fragen sollen seiner Orientierung dienen. Dabei hat er bereits ein bestimmtes Konzept von Gesprächsführung eingeschlagen: Er versucht, sich einen Überblick zu verschaffen, um – ja wozu eigentlich? Die Antwort wird in den meisten Fällen lauten: „Um zu wissen, welches Problem die Frau hat und – um ihr dann einen Rat geben zu können, wie sie das Problem lösen kann.“

² Alle angeführten Beispiele stammen aus der eigenen Erfahrung des Verfassers bzw. aus Berichten von Teilnehmern aus Seminaren für Gesprächsführung.

Er wird also etwa, wenn sich herausstellt, daß die Frau sich vor einiger Zeit einen Seitensprung geleistet hat und dann ihr Mann seinerseits eine Beziehung zu einer Freundin aufgenommen hat, das Problem etwa so sehen: „Die Frau leidet unter der Tatsache, daß ihr Mann eine Freundin hat. Was soll sie nun tun?“ Sobald der Priester das Problem „herausgefunden“ hat, lassen sich viele weitere Vorgangsweisen denken. Wahrscheinlich wird in ihm etwa folgendes vorgehen: „Wenn sie selbst einen Seitensprung gemacht hat, darf sie sich nicht wundern, wenn ihr Mann auch eine Freundin hat.“ Oder: „Es ist ziemlich schwierig, ihr etwas Bestimmtes zu raten. Vielleicht sollten sich die beiden einmal darüber aussprechen.“ Und je nachdem wird er, seiner eigenen Einschätzung und Überlegung folgend, der Frau zu „helfen“ versuchen indem er ihr einen Rat gibt oder ihr zu verstehen gibt, daß sie das eben jetzt auch aushalten muß, weil es mehr oder weniger ihre (Mit)schuld ist, oder indem er auf ähnliche Krisen bei anderen Ehepaaren zu sprechen kommt, die dort das Problem so und so gelöst haben oder . . .

Damit aber stehen wir vor der Frage: Wie hilft er ihr wirklich? Und mehr noch: *Was heißt eigentlich „helfen“?*

Helfen durch Problemlösungsvorschläge

Etwas vereinfacht läßt sich die genannte Vorgangsweise auf das traditionelle *Arzt-Patient-Schema* zurückführen: Nach der „Anamnese“ stellt der Seelsorger die „Diagnose“ und empfiehlt eine „Therapie“, die das Problem „lösen“ soll.

	„Herr Doktor, ich habe solche Schmerzen!“	„Herr Pfarrer, seit einiger Zeit kümmert sich mein Mann so wenig um mich . . .“
ANAMNESE	„Seit wann? Wo? Welcher Art? etc. Haben Sie Fieber?“	„Was war da? wie äußert sich das? . . .“
DIAGNOSE	„Sie haben eine Sommergrippe.“	Sie ist wohl eifersüchtig auf die Freundin des Mannes und hat gleichzeitig Schuldgefühle wegen des eigenen Seitensprunges.
THERAPIE	„Halten Sie Bettruhe und nehmen Sie diese Tabletten . . .“	„Vielleicht sollten Sie einmal mit Ihrem Mann offen über alles reden.“
HEILUNG/ LÖSUNG	Schmerzfreiheit bzw. Gesundung.	?

Man kann aus dieser Darstellung leicht sehen, daß eine effektive Hilfe von mehreren Faktoren abhängt: Es liegt am Arzt (Seelsorger), die richtigen Fragen zu stellen, um zur richtigen Diagnose zu kommen und dann die richtige Therapie zu verordnen. Kommt es zu keiner Gesundung (Problemlösung), war entweder die Diagnose oder die Therapie falsch, und er muß nochmals von vorne beginnen. Damit lastet eigentlich ein ungeheurer Druck auf dem Seelsorger: Er muß derjenige sein, der weiß, wie man auf das eigentliche Problem draufkommt, was das

Problem nun genau ist und wie man zu einer Lösung kommen kann. Tatsächlich entspricht diese Einstellung wohl vielfach den Erwartungen der Ratsuchenden und dem Selbstverständnis vieler Seelsorger, die damit zu „Fachleuten für Problemlösungen aller Art“ gemacht werden bzw. sich selbst in dieser Rolle sehen.

Und noch eine Schwierigkeit ist damit verbunden: Falls Diagnose und Therapie richtig waren und das Problem gelöst werden konnte: Der „Patient“ ist darauf angewiesen, beim nächsten Problem wieder zum „Fachmann“ zu kommen, um sich Rat (Therapie) zu holen. Er wird nicht befähigt, sich mit seinen Problemen selbst auseinanderzusetzen, sondern dazu angeregt, sich bei seinen Schwierigkeiten auf einen anderen zu verlassen, der ihm dann sagt, wie er sie zu bewältigen bzw. sein Leben zu gestalten hat. Daß dies bereits in der Medizin ein höchst problematischer Ansatz ist, braucht hier nicht dargestellt zu werden. Einsichtig ist wohl, daß dieses Modell (obwohl es der weitverbreiteten und gängigen Anschauung und Praxis von „Helfen“ entspricht) unbrauchbar, ja gefährlich für einen verantwortungsbewußten Umgang mit Menschen, die Lebens- und Glaubensschwierigkeiten haben. Von der Überforderung des Seelsorgers, der es ja nicht gerade mit Bagatelproblemen, sondern meist mit den Lebensfragen des Menschen schlechthin zu tun hat, gar nicht zu sprechen.

Helfen als Verändern durch Verstehen

Wenn es also gerade nicht um eine Problemlösung durch den „Fachmann“ gehen soll, sondern der Gesprächspartner imstande sein soll, selbstverantwortlich sein Leben zu gestalten, seine Probleme zu bewältigen und aus eigenem zu einer Lösung zu finden, dann muß wohl der ganze Vorgang des „Helfens“ anders gesehen und verstanden werden. Und dies ist leicht möglich, wenn man einmal in Gedanken die Rollen vertauscht: Was erwarte ich mir denn selbst, wenn ich zu einem Menschen gehe, um ihm meine Probleme anzuvertrauen? Doch zuallererst, daß er mich akzeptiert, wie ich bin, daß er mich versteht und meine Schwierigkeiten ernst nimmt und nicht vorschnell mit „guten Ratschlägen“ da ist.

Dieses „Verstehen“ schließt ein, daß er zuhört, d. h. daß er imstande ist, die Dinge so zu sehen, wie ich sie empfinde, daß er mitfühlen kann. Dadurch kann eine Beziehung entstehen, in der ich mich angenommen erlebe, ganz gleich, was ich getan habe oder wie mein Problem aussieht. Wenn mir der Gesprächspartner eine solche Haltung entgegenbringt, dann kann ich mich auch selbst mehr akzeptieren und bin fähig, mich selbst ein bißchen anders zu sehen, mit etwas mehr Distanz vielleicht oder aus einem anderen Blickwinkel. Und vielleicht geht mir da plötzlich auf, daß ich ja auch . . . oder da fällt mit ein, ich könnte vielleicht einmal . . . ja, *ich* selbst kann etwas tun, ich bin imstande, mein Problem, mein Leben selbst in die Hand zu nehmen . . .

Für das oben angeführte Beispiel bedeutet das, daß der Priester von allem Anfang an sein Augenmerk nicht darauf richtet, was da eigentlich los ist mit der Frau (welches Problem sie hat, was vorgefallen ist . . .), sondern sich fragt: „Wie empfindet sie? Was geht in ihr vor?“ Und wenn er sich ihren Gefühlen zuwendet, wird er spüren: „Sie hat einerseits Verständnis für den Mann, andererseits leidet sie darunter, sie macht ihm Vorwürfe, sie ärgert sich – über ihn und über sich selbst. Sie denkt: ‚Eigentlich dürfte ich ihm doch nichts vorwerfen, aber es kränkt mich doch sehr . . .‘“

Dann wird der Priester auch nicht fragen, was da war, sondern vielmehr *sein Verständnis ihrer Gefühle zum Ausdruck bringen*; je nachdem, wie er es genau spürt, etwa mit den Worten: „Einerseits können Sie Ihren Mann ja verstehen, aber es tut Ihnen auch weh, wenn er Sie vernachlässigt.“ Damit hat er viel mehr getan, als nur ihre Worte wiederholt (daß es ihr wehtut, hat sie ja auch gar nicht gesagt, aber er hat es an ihrer Stimme gemerkt. Vielleicht sagt er auch: „Sie sind sehr wütend auf ihn.“). Er hat ihr zu verstehen gegeben, daß er mitempfinden kann, was in ihr vorgeht. Sie kann nun ihrerseits darüber weiterreden, weil sie sich verstanden fühlt, vielleicht auch sich den Ärger oder die Kränkung selbst etwas mehr zustehen und im weiteren Gespräch zu einer etwas veränderten Sicht ihrer Situation kommen. Hoffentlich erfährt sie sich dabei von dem Priester so angenommen, daß sie sich auch selbst besser akzeptieren kann. Sie leidet ja gerade darunter, daß sie sich von ihrem Mann vernachlässigt fühlt. Hier aber findet sie jemand, der sich ihrer annimmt, der sie nicht be- oder verurteilt („Da darf sie sich nicht wundern, wenn sie es selbst auch gemacht hat!“), sondern der ihr zutraut, mit ihren Problemen selbst fertigzuwerden. Freilich kann niemand voraussagen, wie das werden soll oder werden wird. (Aber das konnte der Priester mit dem Ratschlag, sie sollte mit ihrem Mann einmal darüber reden, auch nicht.)

Der Priester übernimmt hier also nicht die Rolle des „Fachmannes für Ehekrisen“, sondern er wendet sich als Person den Gefühlen der Frau zu; er reagiert als Mensch – so, wie er es empfindet.

Direktive versus personenzentrierte Gesprächsführung

Wenn man es in einer kurzen Gegenüberstellung zusammenfaßt, dann zeigt sich, daß es statt auf kluge Fragen (hinter denen nur zu oft Wißbegier steckt) auf Akzeptieren, Verständnis und Echtheit ankommt, statt auf Diagnosestellung auf die Beziehung zum Gesprächspartner, statt auf gute Vorschläge und andere „Therapie“-formen auf die Erfahrung, die der Gesprächspartner in der Beziehung machen kann, und statt auf vorgegebene Lösungen auf eigenverantwortlich gestaltetes Leben und das Vertrauen in die Fähigkeit, sich selbst helfen zu können. Im einen Fall gehen die Initiativen (der eingeschlagene Weg, die Problemlösungsvorschläge) vom Priester aus („*problemzentriertes, direktives Vorgehen*“), im anderen Fall handelt es sich um *Hilfe zur Selbsthilfe* („*personenzentrierte Gesprächsführung*“).

Der Seelsorger, der die genannten Haltungen bzw. Einstellungen verwirklicht, ermöglicht eine ganz bestimmte Form von hilfreicher Beziehung („*personenzentriert*“), in der eben der Mensch als ganzer und nicht isoliert sein Problem im Mittelpunkt steht. In einer solchen, durch Vertrauen gekennzeichneten Beziehung ist es dem Gesprächspartner möglich, zu sich selbst mehr Vertrauen zu gewinnen, sich selbst anders zu sehen, seine Probleme in einem neuen Licht wahrzunehmen und damit eine (gegenüber seiner früheren Einstellung) korrektive Erfahrung zu machen, die ihm ein Stück Wachstum und Reifung seiner Person bringt. Ziel ist, daß der Gesprächspartner selbst in der Lage ist, sein Problem zu verstehen und zu bewältigen.

DIREKTIVES VORGEHEN („ich helfe dir“)	PERSONENZENTRIERTE GESPRÄCHSFÜHRUNG („ich helfe dir, dir selbst zu helfen“)
---------------------------------------	---

Anamnese	personenzentrierte Einstellungen: Wahrhaftigkeit, Wertschätzung, Verstehen
Diagnose	hilfreiche Beziehung
Therapie	korrektive Erfahrung
Heilung/Lösung/Hilfe	Persönlichkeitsreifung/Selbsthilfe

Der theoretische Ansatz nach Carl R. Rogers

Freud kommt das Verdienst zu, die Bedeutung des Gesprächs zur Heilung neu entdeckt zu haben. In der Folge haben besonders amerikanische Theologen frühzeitig die pastorale Relevanz dieser Erkenntnis in pastoralpsychologischen Konzepten zum Ausdruck gebracht³. Seit mehreren Jahrzehnten greift die Pastoralpsychologie in hohem Maß auf die humanistische Psychologie und insbesondere auf den personenzentrierten Ansatz von C. R. Rogers zurück. Dies wohl unter anderem, weil die anthropologischen Voraussetzungen dieses psychotherapeutischen Konzepts in weit geringerem Maße einem christlichen Menschenbild entgegenstehend als etwa bei Psychoanalyse und Verhaltenstherapie verstanden wurden. Darüber hinaus ist die empirische Absicherung des personenzentrierten (früher auch: klientenzentrierten oder nicht-direktiven) Vorgehens durch eine Fülle von Untersuchungen in den verschiedensten Bereichen sozialer Interaktionen (Psychotherapie, Erziehung, Erwachsenenbildung, Sozialarbeit u. a.) erfolgt. Nicht zuletzt scheint die weit weniger komplexe und komplizierte Theorie und (scheinbar) leicht erlernbare Praxis dafür ausschlaggebend gewesen zu sein. Vielfach wurde es auch als Basisverhalten angesehen, auf das man später mit weiterer Ausbildung andere Methoden aufbauen könne. Leider hat sich – in Zusammenhang damit – ein grundlegendes Mißverständnis des gesamten Konzepts im deutschen Sprachraum weit verbreitet, das man auch in der einschlägigen Literatur finden kann. Die deutschsprachige Rogers-Rezeption blieb weitgehend auf eine Phase der Entwicklung des Konzepts beschränkt, wie sie Rogers selbst in den fünfziger Jahren durchgemacht hat. So kann man heute noch vielfach die Darstellung auf die Technik des „Spiegels“ und die „Basisvariablen“ (Grundverhaltensweisen) des Helfers reduziert vorfinden⁴. Allzuleicht konnte sich so auch das Mißverständnis einer leicht trainierbaren Technik der Gesprächsführung einschleichen. Dabei werden aber unbedenken

³ So Anton T. Boisen, Seward Hiltner, Wayne Oates, Howard J. Clinebell, Paul E. Johnson u. a. (Vgl. dazu ausführlich *Dietrich Stollberg*, *Therapeutische Seelsorge*, München 1969). Hiltner (Standardwerk: *Pastoral Counseling*, Nashville-New York 1949) ist mit Carl Rogers persönlich bekannt.

⁴ Vielfach wird das Gesprächsgeschehen einseitig dargestellt, als käme es darauf an, daß ein bestimmtes Verhaltensrepertoire des Helfers bestimmte Wirkungen beim Gesprächspartner hervorrufen würde; der Beziehungsaspekt (den Rogers in starker Anlehnung an Martin Buber versteht) und die (Selbst)Erfahrung im Gesprächsprozeß beim Helfer werden dabei übersehen. Rogers wendet sich immer wieder scharf gegen solche Mißverständnisse, so auch bei seinem Aufenthalt in Österreich im April 1981 in zahlreichen Diskussionen. Vgl. auch C. R. Rogers/R. L. Rosenberg, *Die Person als Mittelpunkt der Wirklichkeit*, Stuttgart 1980, 75–93.

⁵ Vermutlich ist es auch kein Zufall, daß gerade jene 3 Veröffentlichungen, die Rogers selbst als seine wichtigsten bezeichnet (persönl. Mitteilung), bislang nicht ins Deutsche übersetzt sind. Es sind dies: *The necessary and sufficient conditions of therapeutic personality change*, in: *Journal of Consulting Psychology*, 21,2 (1957), 95–103. – *A theory of therapy, personality, and interpersonal relationships, as developed in the client-centered framework*, in: S. Koch (ed.), *Psychology: a study of a science*, Vol. III, New York 1959, 184–256. – *Client-centered psychotherapy*, in: *Kaplan/Sadock/Freeman* (ed.), *Comprehensive Textbook of Psychiatry*, III, Baltimore 1980, 2153–2168. (Eine frühere Fassung findet sich deutsch in: *Therapeut und Klient*, München 1977, 15–52).

gerade die eigentlichen Intentionen Rogers', nämlich den Gesprächspartner als einmaligen Menschen und jedes Gespräch als neuen Prozeß zu sehen, mißachtet⁵.

Nach Rogers besteht die zentrale Hypothese des personenzentrierten Ansatzes darin, daß „das Individuum unermesslich reiche Anlagen in sich trägt, sich selbst zu verstehen (. . . und) zu verändern und daß diese Anlagen sich nur dann erschließen können, wenn eine genau definierbare Atmosphäre von fördernden psychologischen Einstellungen geschaffen werden kann“⁶.

Er nennt drei Bedingungen für eine solche „wachstumsfördernde Atmosphäre“, deren Ziel die Entfaltung der Persönlichkeit ist:

Wahrhaftigkeit (Echtheit, Kongruenz): Je mehr der Helfer in der Beziehung „er selbst ist und sich hinter keiner beruflichen oder persönlichen Fassade verbirgt, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit“, daß der andere „sich wandelt und auf konstruktive Art wächst“⁷. Das bedeutet, daß die Gefühle und Haltungen, die im Helfer sind, nicht verborgen werden, sondern offen zum Ausdruck kommen. Statt eine professionelle Rolle zur Schau zu tragen, zeigt er sich als die Person, die er in Wahrheit ist. Damit ist der Gesprächspartner imstande, genau zu erkennen, was der Helfer für ihn in der Beziehung ist, weil er „transparent“ ist und Übereinstimmung oder Kongruenz herrscht zwischen dem, was der Helfer in seinem Inneren empfindet, dem, was ihm bewußt ist und dem, was er dem anderen gegenüber zum Ausdruck bringt.

Persönliche Wertschätzung (Anerkennung, Achtung, Anteilnahme): Der Helfer zeigt eine bedingungslos positive Zuwendung, eine akzeptierende Haltung gegenüber dem, was sein Gesprächspartner in diesem Augenblick „ist“. Das schließt die Bereitschaft ein, ihm gegenüber „das zu sein, was immer an unmittelbarem Gefühl in ihm vorgeht – Verwirrung, Ärger, Angst, Zorn, Mut, Liebe oder Stolz. Es handelt sich dabei um eine nichtbesitzergreifende Anteilnahme“ durch den Helfer⁸.

Einführendes Verstehen (Empathie): Der Helfer spürt bei seinem Partner genau jene „Gefühle und persönlichen Bedeutungszusammenhänge“ auf, die dieser gerade erfährt und teilt ihm dieses Verstehen mit. Eine solche Art des „einführenden, aktiven Zuhörens ist höchst selten in unserem Leben. Wir glauben zuzuhören, aber tatsächlich hören wir äußerst selten mit echtem Verständnis und wahrer Einfühlung zu“⁹.

Durch diese Haltungen (die also ihrem Wesen nach auch Haltungen sich selbst gegenüber sind: Wahrhaftigkeit, Wertschätzung und Verstehen der eigenen Person sind Voraussetzungen für einen dynamischen Prozeß des wahrhaftigen, wertschätzenden Verstehens des Gesprächspartners und umgekehrt) neigt der andere dazu, „sich selbst mehr und mehr zu mögen“. Durch die einführende Aufmerksamkeit wird es ihm möglich, dem Ablauf seiner eigenen inneren Erfahrungen genauer zuzuhören. „Und in dem Maße, in dem die Person sich selbst versteht und achtet, erfolgt eine Entwicklung ihres Selbsts, das mehr mit dem Erlebten in Einklang steht. Die Person wird dadurch wahrhaftiger und zugleich echter (. . .). Es entsteht so eine größere Freiheit, jene Person zu sein, die er in seinem Innersten ist“¹⁰.

Im Anschluß an diese skizzenhafte Darstellung soll nicht unerwähnt bleiben, daß keine Vorgangsweise verabsolutiert werden darf und jede Methode ihre Grenzen hat. Genauso wie es keine allgemeingültig anerkannte und in allen Fällen anwendbare psychotherapeutische Methode gibt, gibt es nicht *die* Methode pastoraler Gesprächsführung¹¹. Mir scheint

⁶ C. R. Rogers, The foundations of the person centered approach, Vortrag, gehalten am 2. April 1981 an der Univ. Wien [englisch in: Education 100,2 (1979), 98–107], deutsch im Manuskript: Die Grundlagen des personenzentrierten Ansatzes, 1 (eigene Übersetzung).

⁷ A. a. O., 2.

⁸ A. a. O.

⁹ A. a. O., 3.

¹⁰ A. a. O.

¹¹ Auf die vielfältigen Anregungen aus der Tiefenpsychologie konnte hier überhaupt nicht eingegangen werden; vgl. z. B. H. J. Thilo, Beratende Seelsorge, Göttingen 1971.

jedoch wichtiger, die Grenzen zu sehen, die an den eigenen Fähigkeiten liegen, die genannten Haltungen sich selbst und dem anderen gegenüber zu realisieren. Jeder Therapeut und jeder Seelsorger wird letztlich seine eigene „Methode“ entwickeln, die seiner Persönlichkeit und deren Einstellungen entspricht. Wenn man auch dem grundsätzlich optimistischen Menschenbild Rogers' zustimmen kann, bleiben freilich für den Christen die anthropologischen Voraussetzungen jedes psychologischen bzw. psychotherapeutischen Ansatzes ständig am Menschenbild Jesu und der Bibel zu korrigieren – wie auch umgekehrt aus den modernen humanwissenschaftlichen Theorien und Praktiken viele Impulse für ein besseres Verständnis des christlichen Menschenbildes hervorgehen.

Was ist ein pastorales Gespräch?

Die von den Humanwissenschaften postulierte „Hilfe zur Selbsthilfe“ im Gegensatz zu einer Hilfe, die neue Abhängigkeiten nach sich zieht und dem anderen nicht zutraut, sich selbst helfen zu können, wird in aller nur wünschenswerten Deutlichkeit vom II. Vatikanum gefordert: „Alles apostolische Wirken muß seinen Ursprung und seine Kraft von der Liebe herleiten.“ Christus „selbst wollte gleichsam derselbe Gegenstand der Liebe sein wie die Brüder, als er sagte: ‚Wenn ihr etwas auch nur einem von diesen meinen geringsten Brüdern getan habt, habt ihr es mir getan‘ (Mt 25, 40) (. . .). Damit die Übung dieser Liebe über jeden Verdacht erhaben sei und als solche auch in Erscheinung trete, muß man im Nächsten das Bild Gottes sehen, nach dem er geschaffen ist, und Christus den Herrn, dem in Wahrheit all das geboten wird, was einem Bedürftigen gegeben wird. Man muß auch in tiefer Menschlichkeit auf die personale Freiheit und Würde dessen Rücksicht nehmen, der die Hilfe empfängt. Weder das Suchen des eigenen Vorteils noch Herrschsucht dürfen die Reinheit der Absicht beflecken. (. . .) Man muß die Ursachen der Übel beseitigen, nicht nur die Wirkungen. Die Hilfeleistung sollte so geordnet sein, daß sich die Empfänger, allmählich von äußerer Abhängigkeit befreit, auf die Dauer selbst helfen können“¹².

Nur in solchen Beziehungen ist auch die (glaubhafte) Vermittlung von Glaubenserfahrung möglich – in Beziehungen mit Menschen, die echt, akzeptierend und verständnisvoll statt professionell, beurteilend und belehrend sind. Wer sich mit dem Prozeß der Gesprächsführung auseinandersetzt, wird leicht verstehen, daß es nicht so sehr darauf ankommt, mit welchen Worten man etwas sagt, sondern vielmehr darauf, aus welcher Überzeugung und Grundhaltung heraus man spricht. Der Glaube kommt aus der Erfahrung, besonders aus der Erfahrung in Begegnung mit Glaubenden. Für eine solche Begegnung ist auf seiten des Seelsorgers eine Einstellung, die den anderen als Gesprächs- bzw. Seelsorgepartner ansieht, als ganze Person ernstnimmt, erforderlich.

Eine so verstandene *dialogisch-partnerschaftliche Pastoral*, der es um Zuhören, Verstehen, gemeinsames Suchen, um Ermöglichen von Erfahrungen, um Hilfe zu personalem Glauben, um brüderliche Liebe¹³ geht, wird das (personenzentrierte) Gespräch als eine wesentliche Form der Verkündigung und Diakonie ansehen.

¹² Dekret über das Laienapostolat, 8.

¹³ Rogers nennt selbst die (theologisch verstandene) Agape in diesem Zusammenhang: „Mir scheint, im Therapeuten findet sich eine tiefsitzende Erfahrung der zugrundeliegenden Gemeinsamkeit – sagen wir: Brüderlichkeit – des Menschen.“ (Rogers, *Entwicklung der Persönlichkeit*, Stuttgart 1973, 92). „Es bedeutet eine Art von Liebe für den Klienten, wie er ist; vorausgesetzt, daß wir das Wort Liebe entsprechend dem theologischen Begriff Agape verstehen und nicht in seiner romantischen oder besitzergreifenden Bedeutung.“ (Ders., *Die zwischenmenschliche Beziehung: Das tragende Element in der Therapie*, in: ders., *Therapeut und Klient*, München 1977, 186.)

Ein Gespräch wird nicht durch den religiösen Inhalt und nicht durch eine spezifische Methode zu einem pastoralen Gespräch. Vielmehr liegt es an der Intention und Motivation dessen, der ein solches Gespräch führt: Aus welchem Selbstverständnis und in welcher Haltung er seinem Gesprächspartner begegnet. Als „Fachmann“ wird er es aus der Haltung tun: „Ich bin gekommen, um ihnen beizubringen, wie man die Welt sehen und wie man Probleme lösen muß.“ Als Glaubender wird er es in der Haltung Jesu tun: „Ich bin gekommen, daß sie das Leben haben und es in Fülle haben“ (Jo 10, 10). Und irgendwo zwischen diesen beiden Einstellungen wird sich jeder selbst finden, zwischen Vertrauen und Verordnen, zwischen Respekt und Achtung vor dem anderen als einem anderen und dem Nicht-aushalten-Können des Fremden, zwischen echter (Seel)Sorge und ängstlichem Befürsorgen, zwischen Mitleiden und Mitleid, zwischen Liebe und Selbstschutz.

Pastorale Gesprächsführung kann damit (als Lernprozeß für den Seelsorger wie für den Seelsorgepartner verstanden) der „Erneuerung durch Versöhnung“ dienen, indem sie beiträgt, unsre „Entfremdung von uns selbst, von unsren Familien, von unsren Mitchristen, von Menschen außerhalb der Kirche und von einer tieferen Beziehung zu Gott überwinden“ zu helfen¹⁴.

Wie kann man pastorale Gesprächsführung lernen?

Aus der theoretischen Darstellung geht hervor, daß sich pastorale Gesprächsführung nicht aus einem Buch oder in einem Kurs als Technik erlernen läßt. Dabei kann es nur zu einem ersten Anstoß kommen.

Lernziele eines Seminars aus pastoraler Gesprächsführung müssen neben dem grundsätzlichen Kennenlernen der Prozesse, die in einer Gesprächsbeziehung ablaufen, die Sensibilisierung für das Geschehen im Gesprächspartner und in der eigenen Person, die Auseinandersetzung mit der eigenen Gesprächsführung und die Einübung eines hilfreichereren Gesprächsverhaltens durch fortschreitendes Lernen an der eigenen Erfahrung sein. Daß es in einem solchen Seminar zu einer intensiven Auseinandersetzung mit der eigenen (persönlichen, christlichen, pastoralen) Identität kommen muß, versteht sich nach dem Genannten von selbst¹⁵.

Im folgenden soll am Beispiel einer Theologiestudentin in einem klinischen Ausbildungseminar anschaulich gemacht werden, wie sich ein solcher Lernprozeß abspielen kann: Sie machte 6 Besuche bei einem Patienten, den sie beim ersten Mal noch in der Intensivstation nach einem Herzinfarkt antraf. Nach dem 4. Besuch fertigte sie über diese Beziehung ein Gesprächsprotokoll an:

„Da die früheren Gespräche bereits ergeben haben, daß es unmöglich ist, mit ihm tiefergehende Fragen zu erörtern, gehe ich ohne große Hoffnung hin. Beginn mit üblicher Konversation.

Ich: Und wie geht es Ihnen?

Herr K.: Tag für Tag ein bißchen besser. Ich gehe schon spazieren, war auf dem Gang und in der Kapelle.

Ich: Sie vergrößern also wieder Ihre Kreise, dehnen den Umkreis des Bettes aus.

Er reagiert nicht weiter darauf. Weiteres Gespräch über Besuche, Entlassung, Nichtstun im Spital.

¹⁴ H. Clinebell, Modelle beratender Seelsorge, München 1971, 11.

¹⁵ Vgl. P. F. Schmid, Pastorale Gesprächsführung, Modell- und Erfahrungsbericht über Ausbildungskurse, in: H. Erharder u. a. (Hg.), Prophetische Diakonie, Wien 1977, 186–200.

Herr K.: Ich darf mich nicht aufregen, wenn ich nach Hause komme. In Konfliktfragen muß künftig meine Frau entscheiden. Auch bei Telefongesprächen muß ich mich zurückhalten, z. B. wenn jemand frech ist, und ich bin es wieder.

Ich: Da kann man sich vielleicht trainieren, daß man nicht mit Aufregung antwortet.

Herr K.: Ah ja, daß man sagt: Ich darf mich nicht aufregen.

Ich: Regen Sie sich leicht auf?

Herr K.: Ja, das hängt mit meinem Blutdruck zusammen. Hier habe ich mich aufgeregt, weil ich nur einen Pappteller bekommen habe. (. . .)

Gespräch endet wieder unverbindlich."

Als die Studentin dieses Gespräch in der Seminargruppe berichtete, sagte sie, ihre Schwierigkeiten lägen besonders darin, daß es ihr nicht gelänge, mit Herrn K. in ein tiefergehendes Gespräch zu kommen. Sie schreibt darüber im Erfahrungsbericht: „Schon ziemlich am Anfang stellte ich für mich die Prognose: Es wird nicht viel dabei herauskommen. Dieser Mann will offenbar nicht über seine Gefühle sprechen."

In der Gruppe wurde sie über ihre eigenen Gefühle bei dem Gespräch mit Herrn K. befragt. Sie sagte, sie würde manchmal ärgerlich, weil die Gespräche so unverbindlich blieben. Auch beklagte sie sich, daß sie immer wieder ältere Leute als Gesprächspartner habe. Ein anderer Gruppenteilnehmer meinte, er habe das Gefühl, falls er selbst der Patient wäre, daß sie sich für ihn eigentlich nicht interessiere und er sich nicht ernstgenommen fühlen würde.

Bei der Analyse des Gesprächsprotokolls entdeckten wir mehrere Stellen, wo die Studentin viel zu wenig auf die Gefühle des Herrn K. eingegangen war, z. B. als er seine Sorge, nicht mehr voll einsatzfähig zu sein („Ich darf mich nicht aufregen . . .“), zum Ausdruck brachte und ihre Antwort eigentlich nur ein billiger Trost („Da kann man sich vielleicht trainieren . . .“) war. Hier und an anderen Stellen mußte Herr K. den Eindruck bekommen, nicht ganz verstanden zu werden in seiner Lebenssituation, die er als stark einschränkend erlebte.

Das weitere Gespräch in der Gruppe ergab schließlich, daß die Studentin die tiefliegende Angst des alten Mannes vor dem allmählichen Sterben (wie sie gerade in der Sorge wegen der eingeschränkten Leistungsfähigkeit zum Ausdruck kam) abwehrte. Sie sagte plötzlich: „Und wenn er mich direkt mit seiner Angst vor dem Sterben konfrontiert, was soll ich dann sagen?"

So schreibt sie auch in ihrem Erfahrungsbericht weiter: „Ein Besprechen dieses Falles in der Supervisionsgruppe ließ mich die Situation genauer sehen. Daß nämlich ich es bin, die seine Gefühle nicht aufnimmt bzw. durch meine eher pessimistische Einstellung ihn daran hindere, sich auf Gefühle einzulassen." Sie hatte erkannt, daß sie mit einer Ursache war, warum das Gespräch keinen Tiefgang erreichen konnte. Von dieser ersten Erkenntnis zur praktischen Umsetzung war aber noch ein weiter Weg: In ihrem letzten Gespräch mit Herrn K. gelang es ihr aber, mit ihm über das heikle Thema ein bißchen ins Gespräch zu kommen.

Einige Auszüge aus dem Protokoll: „Herr K. hat eben von seiner Entlassung erfahren und ist aufgeregt. Ich bin etwas in Spannung (wegen des Gespräches in der letzten Seminargruppe) und beschließe, mich gut zu konzentrieren (. . .).

Herr K. zeigt plötzlich echtes Gefühl: Ich war mich verabschieden bei der Schwester, die Nachtdienst gemacht hat. Sie hat dabei immer so schön Orgel gespielt. (Er weint fast.) Sie sagte: ‚Es ist immer schön, jemanden zu beglückwünschen, der dem Tod von der Schaufel gesprungen ist.‘ Vier nach mir auf der Intensivstation haben es nicht geschafft.

Ich: Ich kann mir vorstellen, daß es ein gutes Gefühl ist, wenn es einem gelungen ist, eine solche Situation zu überwinden.

Er bleibt emotional bewegt. Ich spüre Unsicherheit und Sorge hinter seinen Worten.

Herr K.: Ich werde nichts tun dürfen, wenn ich nach Hause komme.

Ich: Das wird sich bestimmt langsam wieder bessern.

Herr K.: Ich weiß nicht; bei allen ist das nicht so. Ich habe hier von einem Mann gehört, der

wollte einige Jahre nach einem Infarkt eine kleine Birke in seinem Garten umsägen, weil sie ihn störte. Man fand ihn tot neben der Birke.

Ich: Das ist schlimm, ja. (Pause.)

Herr K.: Man denkt gar nicht, wie viele schlimme Sachen es gibt.

Ich: Ja, und es kommt so unerwartet, ohne daß man damit rechnet.

Herr K.: Ja, es hat auch so plötzlich angefangen in der Nacht um halb vier . . .

Er erzählt die Geschichte vom Beginn seiner Krankheit.“

Wieder kam das Gespräch auf das Thema („Ich werde nichts tun dürfen, wenn ich nach Hause komme“). Immerhin war die Studentin diesmal bereits in der Lage, nach der ersten Abwehr („Das wird sich bestimmt langsam wieder bessern.“) doch darauf einzugehen und ihn so zuerst über den Mann mit der Birke und dann über sich selbst reden zu lassen. In ihrem Erfahrungsbericht schreibt sie über ihre Einsicht nach diesem Gruppengespräch: „Herr K. hatte diesmal, gerade an seinem Entlassungstag, sehr starke Gefühle gezeigt. Todesangst schwang in seinen Worten mit. Ich lehnte es ab, diese negativen Gefühle zu akzeptieren, und versuchte, sie abzuschwächen. Daß er mich beharrlich immer wieder dorthin führen wollte, zeigte der Gesprächsverlauf. In der Reflexion mußte ich zugeben, daß ich meine eigene Todesangst verdrängt hatte und es mir daher auch nicht möglich war, auf die Angst meines Gesprächspartners einzugehen. Ich ließ mich nur hilflos und realitätsverleugnend auf dieses Gespräch ein. Eine Situation, in der ich auch vorher schon öfter war. Ich lernte viel aus diesem Gespräch: Daß ich mich mit meiner eigenen Todesproblematik auseinandersetzen muß, um mit anderen darüber reden zu können, und daß ich auch negative Gefühle annehmen muß.“

Wir arrangierten in der Gruppe daraufhin ein Rollenspiel, das über die Verdrängung der Todesangst hinaus noch einen weiteren wichtigen Aspekt zutage förderte. Sie meinte nachher spontan: „Er könnte mein Vater sein; was soll ich ihm denn sagen?“ Herr K. hatte sie mit seinen Ängsten vor dem Altwerden und Sterben an ihren Vater erinnert, dem sie sich in ähnlichen Gesprächssituationen nicht gewachsen fühlte. Darin lagen die Wurzeln für ihre Kontaktschwierigkeiten mit Herrn K. Sie faßt ihre Erfahrungen in der Seminargruppe folgendermaßen zusammen: „Ich habe die Gruppe als sehr angenehm empfunden. Durch das freie Gesprächsklima war die Möglichkeit gegeben, alle Schwierigkeiten einzubringen. Die Gruppe war dadurch *entlastend*, sie übte aber auch eine gewisse Kontrollfunktion aus und war *fordernd*(. . .). Für mich am wesentlichsten war die Anregung zur *Reflexion*, das Aufzeigen von möglichen Ursachen von Schwierigkeiten und von Zusammenhängen, die mir nie aufgefallen wären. Es war hilfreich zu sehen, daß andere ähnliche Schwierigkeiten hatten (. . .). Eine weitere Funktion der Gruppe: Sie hat *ermutigend* gewirkt“¹⁶.

Im Anschluß an dieses Beispiel sei noch erwähnt, daß neben der einschlägigen Ausbildung eine berufsbegleitende Fortbildung (Supervision) erforderlich wäre. Leider wird dem trotz einzelner positiver Ansätze unter Seelsorgern noch viel zu wenig Beachtung geschenkt.

¹⁶ Aus einem Pastoralpraktikum an der kath.-theol. Fakultät der Universität Wien in Form eines klinischen Gesprächspraktikums.

Weiterführende Literatur:

Carl R. Rogers, Entwicklung der Persönlichkeit, Stuttgart 1973; ders., Therapeut und Klient, München 1977; ders./R. L. Rosenberg, Die Person als Mittelpunkt der Wirklichkeit, Stuttgart 1977; ders., Der neue Mensch, erscheint Stuttgart 1981; H. J. Clinebell, Modell beratender Seelsorger, München 1971; Diakonia 1 (1974) (Schwerpunkt: Das seelsorgliche Gespräch); H. Faber/E. v. d. Schoot, Praktikum des seelsorgerlichen Gesprächs, Göttingen 1968; M. v. Kriegstein, Gesprächspsychotherapie in der Seelsorge, Stuttgart 1977; M. Kroeger, Themenzentrierte Seelsorge, Stuttgart 1973; P. Johnson, Psychologie der pastoralen Beratung, Wien 1969; H. C. Piper, Gesprächsanalysen, Göttingen 1973; J. Scharfenberg, Seelsorge als Gespräch, Göttingen 1972.

Zusammenfassung

Pastorale Gesprächsführung als personenzentrierte Begegnung ist durch eine Grundhaltung gekennzeichnet, die darauf hinzielt, eine Beziehung anzubieten und aufzubauen, in der der Seelsorger durch Wahrhaftigkeit, persönliche Wertschätzung und einführendes Verstehen dem Gesprächspartner und sich selbst gegenüber einen Raum für die Entfaltung der Persönlichkeiten beider (des Partners und des Seelsorgers) zu schaffen versucht. In einer solchen Haltung liegt die Möglichkeit zur Erfahrung des Angenommenseins und des Sich-selbst-Annehmens, zur Erfahrung des reifen Mensch- und Christseins in Freiheit und Selbstbestimmung, zur Erfahrung von Liebe. So ist die Beziehung offen für die Erfahrung von Angenommensein und Liebe von Gott.

Man kann in einem Gespräch viel „anstellen“ – aufbauen wie zerstören. Dies soll ein abschließendes Gesprächsbeispiel zwischen einem Strafgefangenen und dem Gefängnis-seelsorger zeigen: Aggressiv und verbittert klagt der Inhaftierte sein Leid: „Ich habe zur Kirche keine gute Einstellung. Aber ich habe nichts gegen eine Religion. Ich glaube an Gott, aber ich habe etwas gegen die Kirche, denn sie übt eine Macht aus, weil sie Menschen eine bestimmte Richtung vorschreibt. Und noch eins: Der wichtigste Abschnitt meines Lebens ist in einem katholischen Kinderheim abgelaufen. Ich habe damals rein gar nichts von der christlichen Liebe gespürt, sondern nur die, wie ich es nenne, christliche Härte. Wenn wir sonntags zum Beispiel nicht zur Kommunion gingen, gab es anschließend kein Frühstück, als Strafe. Manchmal war es noch härter. Damals konnte ich mich nicht dagegen wehren.“

Wird er zu Antwort bekommen: „Ja, das war seinerzeit, aber inzwischen hat sich in der Kirche einiges geändert.“? Oder: „Mit solchen Praktiken bin ich auch nicht einverstanden. Aber das war, wie Sie ein Kind waren, und nun sind Sie doch ein erwachsener Mann . . .“ Oder: „Die Kirche besteht eben aus Menschen, und Menschen können Fehler machen.“ Oder: „Man kann Glauben und Kirche nicht trennen.“ Oder: „Haben Sie nicht auch gute Menschen in der Kirche kennengelernt?“ Oder welche Argumentation, Belehrung oder gutgemeinte Interpretation auch immer? Oder wird er einen Menschen finden, der ihm zuhört, ihn in seiner Wut und Verbitterung ernst nimmt, auf seine Gefühle eingeht und über seine Erfahrungen mit ihm spricht? Jemanden, der betroffen ist vom Leid dieses Menschen statt jemanden, der eine Antwort parat hat? Jemanden, an dem er christliche Liebe erfahren kann, statt jemanden, der ihm über christliche Liebe redet . . .?

Ein Blick in „Kunst und Kirche“, Heft 3/1981,

Wir sind Leib: Rainer Volp, Entdecken die Kirchen des Leib? Günter Rombold, Wir sind Leib. Dietrich Ritschl, Nachdenken über die Leiblichkeit. Herbert Haag, Freude am und im Leben. Friedhelm Fischer, Mystik und Heroik der Gegenstandslosigkeit. Wolf Speermann, Tastsinn und Plastik. Hans Gercke, Fotosequenzen von Jolanta Marcolla. Christoph Brockhaus, Textilkunst als Raumkunst. Jürgen Geortz und Horst Schwebel, Mit Stiefeln und mit Pumps. Herbert Muck, Bewegung im Raum. Hans Blankesteijn, Der Leib in der Liturgie. A. Ronald Sequeira, „Liebe heißt Bewegung“. Bernhard Honsel, Ausdrucksmeditation in der Liturgie. Ulrike Backhaus und Paul Martin Clotz, Biblische Geschichte erleben. Rainer Volp, Liturgische Leiblichkeit – eine Illusion? „Kunst und Kirche“ erhalten Sie beim Oberösterreichischen Landesverlag, Landstraße 41, A-4020 Linz/Donau. Einzelheft öS 84,-; DM 12,-; sfr 11,-. Jahresabonnement (4 Hefte) öS 318,-; DM 45,-; sfr 41,-. Alle Preise zuzüglich Porto.